

WINFRIED FLUCK (Berlin)

AMERICAN STUDIES – MÖGLICHKEITEN UND PROBLEME EINER
KULTURWISSENSCHAFTLICH ORIENTIERTEN
LITERATURWISSENSCHAFT

Eine der meistverbreiteten Überlegungen in unseren Fächern scheint heute die Annahme zu sein, daß die Philologen eine vielfach diagnostizierte Krise am besten meistern können, wenn sie sich neu definieren als Kulturwissenschaft.¹ Was ich im folgenden, in aller gebotenen Kürze, zu dieser Debatte beitragen kann, sind Erfahrungen, die die Amerikanistik im Versuch der Umsetzung des kulturwissenschaftlichen Paradigmas der *American Studies* gemacht hat. Sinnvoll allerdings erscheint mir ein derartiger Erfahrungsbericht nur, wenn er – vielleicht entgegen früherer amerikanistischer Praxis – nicht als frohe Botschaft daherkommt, die auf Konversionserlebnisse zielt, sondern als Versuch einer möglichst nüchternen Bilanzierung des Problemstandes. Für eine kulturwissenschaftliche Ausweitung der Philologen spricht aus meiner Sicht zum einen die veränderte Stellung der Literatur im gesamtgesellschaftlichen Kommunikationsspektrum, zum anderen aber auch die, etwa im Fall des "neuen Shakespeare", wachsende Einsicht, wie sehr auch die traditionellen Gegenstände der Anglistik/Amerikanistik kulturell vernetzt sind. Doch werden im Versuch, dem durch eine kulturwissenschaftliche Reorientierung Rechnung zu tragen, nicht nur Probleme gelöst, sondern auch neue geschaffen, die man kurz mit den Stichworten Pluralisierung, Interdisziplinarität und Zentrifugalität umreißen kann.

¹ Das neuerliche Interesse an den Möglichkeiten einer Ausweitung der neueren Philologen zu einer Kulturwissenschaft oder zumindest doch zu einer verstärkt kulturhistorischen Orientierung kann als Reaktion auf eine fachliche Funktionskrise und eine damit zusammenhängende Legitimationsschwäche insbesondere der Literaturwissenschaft gesehen werden. Institutionell findet diese Reorientierung unter anderem einen Ausdruck in der Verlagerung des Studenteninteresses vom Staatsexamen zum Magisterstudiengang, der es in der Regel ermöglicht, bestimmte Komponenten traditioneller Studiengänge auszublenken, und größere Freiheiten in der Fächerkombination und der Auswahl der Lehrinhalte gewährt. Parallel dazu verläuft ein wachsendes theoretisches Interesse an den Möglichkeiten einer kulturwissenschaftlichen Redefinition geisteswissenschaftlicher Fächer, das sich nicht nur im Forum dieses Anglistentages dokumentiert, sondern beispielsweise auch in der vom Bundesforschungsministerium in Auftrag gegebenen Studie zur Lage der Geisteswissenschaften mit dem Titel "Geisteswissenschaften heute", in der für eine Sprach-, Geistes- und Sozialwissenschaft integrierende Kulturwissenschaft plädiert wird. Diese Disziplin begreife Kultur nicht länger als Teilgebiet einer Lebenssphäre (neben Politik, Recht, Ökonomie, Religion), sondern als einen ganzheitlichen Lebenszusammenhang, als Inbegriff aller menschlicher Arbeit und Lebensformen, naturwissenschaftliche und andere Entwicklungen eingeschlossen. Wolfgang Frühwald, Hans Robert Jauß, Reinhart Koselleck, Jürgen Mittelstraß, Burkhard Steinwachs. *Geisteswissenschaften heute. Eine Denkschrift* (Konstanz, im Mai 1990).

In der Antwort auf die Frage, warum eine kulturwissenschaftliche Ausweitung überhaupt sinnvoll oder gar notwendig sei, haben die *American Studies* von Anfang an zwei Begründungen miteinander verbunden. Zum einen wird die Notwendigkeit einer solchen Reorientierung aus der Natur des Gegenstandes hergeleitet: Wenn Philologie den Zugang zu einer fremden Kultur eröffnen soll, dann sollte auch ein angemessenes Spektrum an kulturellen Stilen und kulturspezifischen Voraussetzungen erschlossen werden. Für die USA gilt das besonders, weil ihr kulturelles Selbstverständnis – darin durchaus anderen ehemaligen englischen Kolonien vergleichbar – nicht in gleichem Maße von einer bürgerlichen Buchkultur oder gar dem Kanon einer *great tradition* geprägt ist, wie das in den meisten europäischen Ländern der Fall war. Im Gegenteil, die Dominanz eines solchen Kanons hat eine unabhängige und gleichwertige Beschäftigung mit der amerikanischen Literatur und Kultur verhindert. Mit diesem Argument kann dann zugleich das Versprechen einer neuen Methode der Interpretation verbunden werden. Die Vorherrschaft eines Literaturbegriffs durch den eine eigenständige und eigenwertige Beschäftigung mit der amerikanischen Literatur erschwert wurde, lastete man dem Formalismus an. In Reaktion darauf entstand das Projekt einer "kulturellen" Lektüre, in der literarische Formen als Träger kulturspezifischer Bedeutung verstanden werden sollen, ebenso wie umgekehrt ein spezifisch amerikanisches Selbstverständnis als entscheidendes Konstituens kultureller Ausdrucksformen herausgearbeitet wird. Daß sich die *American Studies* auf diese Weise auch als kultureller Rehierarchisierungsversuch herausbilden, durch den bestimmte Formen des kulturellen Ausdrucks in ihrer Bedeutung angehoben werden sollen, teilen sie, wie sich noch erweisen wird, mit den meisten Plädoyers für eine kulturwissenschaftliche Reorientierung.

Es würde sich an dieser Stelle anbieten, eine Geschichte der weiteren Entwicklung der *American Studies* anzuschließen, doch würde eine solche Übersicht selbst in äußerster Raffung den hier vorgegebenen Rahmen sprengen. Lassen Sie mich meinen Überblick daher auf einen entscheidenden Aspekt einschränken: auf die Beschreibung der Zielvorstellungen, die eine kulturwissenschaftliche Ausweitung in den verschiedenen Phasen der *American Studies* jeweils begründen sollen:

1) Dabei geht es anfangs um kaum mehr als um den Versuch einer Präzisierung der spezifischen Leistung und Merkmale der amerikanischen Literatur. Diese, so das Argument der Gründerväter der *American Studies*, sind ohne Berücksichtigung ihrer kulturellen Quellen nicht angemessen zu verstehen; mit dem Konzept der *American Studies*, mit dem zunächst im wesentlichen eine Zusammenarbeit von Literatur- und Geistesgeschichte gemeint ist, soll daher eine geistesgeschichtliche Verankerung der Literaturinterpretation begründet werden. Das gelingt am überzeugendsten über die Annahme der Wirkungsmächtigkeit eines nationalen Mythos. Texte sind kulturell repräsentativ, wo sie einen nationalen Mythos zum Ausdruck

bringen und bearbeiten. Meinungsunterschiede bestehen dann vor allem darin, welche Art von Texten das am instruktivsten tut. Während es für eine Gruppe der populäre Text ist, dessen weite Verbreitung seine nationale Repräsentativität zu verbürgen scheint, so sind für eine andere, letztlich einflußreichere Gruppe gerade Werke der hohen Literatur darin bemerkenswert, daß sie eine Komplikation naiv-optimistischer Versionen typisch amerikanischer Mythen (wie etwa denen des *Virgin Land* oder des *American Adam*) zu leisten vermögen und damit eine reifere Version des amerikanischen Selbstverständnisses liefern. Eine um geistesgeschichtliche Gehalte angereicherte literarische Analyse kann auf diese Weise zum kulturwissenschaftlichen Paradigma werden. Zugleich sind wesentliche Fragen der Methode und kulturellen Kontextualisierung durch das unterliegende organistische Kulturmodell gelöst. Denn da der Mythos jene kulturelle Kraft ist, die die heterogenen Elemente einer Kultur zu einem organischen Ganzen zusammenschweißt, vermag auch das Einzelelement die spannungsvolle Struktur des Gesamtorganismus in sich zu vereinen, so daß die Analyse kleinster Einheiten im literarischen Werk – eines literarischen Topos, einer Metapher oder auch nur einer strukturellen Rekurrenz – auf diese Weise zum Ausgangspunkt für das Verständnis der amerikanischen Kultur insgesamt werden kann.²

2) Die mit diesem Modell verbundene Annahme kultureller Homogenität, die ihre Entsprechung in der in den 50er Jahren in den USA vorherrschenden Konsensgeschichtsschreibung hatte, konnte auf die Dauer nicht ohne Widerspruch bleiben. Daher wird in einer zweiten Phase in nun kritischer Wendung gegen die sogenannte *myth and symbol school* versucht, kulturwissenschaftliche Ausweitung als sozialgeschichtliche Kontextualisierung zu redefinieren. Aus Mythos wird auf diese Weise Ideologie. Als Quelle der Einsicht in die amerikanische Kultur, so das Argument, ist der von der *myth and symbol school* etablierte Kanon notorisch unzuverlässig, denn er perpetuiert liebgewonnene Mythen der Nation, die deren realen Dissens verschleiern. Diese Verschleierung kann nur aufgedeckt werden, wenn man den Bereich des symbolischen Ausdrucks auf jene Realität rückbezieht, die er zu repräsentieren vorgibt. Man muß ihn mit anderen Worten mit den

² Die repräsentativen Werke dieser sogenannten *myth and symbol school* sind um solche "starken" Topoi zentriert: Henry Nash Smith, *Virgin Land. The American West as Symbol and Myth* (Cambridge, Mass.: Harvard Univ. Press, 1950); R.W.B. Lewis, *The American Adam* (Chicago: Univ. of Chicago Press, 1955); Leo Marx, *The Machine in the Garden* (New York: Oxford University Press, 1964) Zur Darstellung und Kritik des Ansatzes vgl. unter anderem Cecil F. Tate, *The Search for a Method in American Studies* (Minneapolis, 1973). Winfried Fluck "Das ästhetische Vorverständnis der American Studies", *Jahrbuch für Amerikastudien* 18 (1973), 110-129 sowie den umfassenden Forschungsbericht von Günter Lenz, "American Studies – Wissenschaftskritik und Wissenschaftsgeschichte: Bemerkungen zur neueren amerikanischen Theorie-Diskussion um die 'Krise' der American Studies", *Amerikastudien/American Studies*. Sonderheft 1977. hrsg. Martin Christadler und Günter Lenz, 29-103.

Realitäten Amerikas konfrontieren. Kulturwissenschaftliche Interpretation heißt dann im wesentlichen Ausweitung literargeschichtlicher Fragestellungen auf Methoden und Erklärungsmuster der Sozialgeschichte.³

3) Eine Rekonzeptualisierung der *American Studies* als Ideologiekritik schafft allerdings zugleich ein Problem, denn sie muß auch die Kultur derjenigen Minderheiten und Schichten ihres Ausdruckswerts berauben, in deren Namen gerade auf der Heterogenität der amerikanischen Gesellschaft und auf einer entsprechenden Erweiterung des Kulturbegriffs insistiert worden war. Daraus entsteht wiederum die Notwendigkeit einer Revision der Zielvorstellung: Da die amerikanische Kultur nicht homogen, sondern heterogen ist, bedarf es einer nochmaligen Ausweitung, vor allem auf sub- oder gegenkulturelle Perspektiven, wenn eine angemessene Repräsentation der Vielstimmigkeit Amerikas gewährleistet werden soll. Kultur wird als *a whole way of life* redefiniert, als ganzheitlicher Lebenszusammenhang von Arbeit und Lebensformen, so daß auch Zeugnisse alltäglicher Existenz – Arbeitsformen oder Formen oraler Kommunikation – als signifikanter Ausdruck kulturellen Selbstverständnisses erschlossen werden können. In gewisser Weise werden sie sogar zu privilegierten Dokumenten, denn sie bilden gleichsam einen anti-ideologischen Ort, an dem authentische Werte noch verbürgt scheinen und von dem aus gesellschaftliche Asymmetrien daher besonders wirksam analysiert werden können. Kulturelle Repräsentativität ergibt sich somit nach wie vor aus einem Subtext sozialer Analyse, doch sind nunmehr die Seiten gewechselt: Aus Opfern werden Akteure, statt ideologischer Verschleierungen finden sich listige symbolische Gegenstrategien. Damit beginnt zugleich eine Phase der latenten oder auch offenen Romantisierung der Kultur von Minderheiten und, damit verbunden, eine ausgesprochene Methodenexplosion in den *American Studies*, denn man sieht sich nunmehr, analog etwa zum Anthropologen, verstärkt Zeichensystemen gegenüber, die mit traditionellen Methoden der Literaturwissenschaft nicht so erschlossen werden können, daß ihre je spezifische kulturelle Bedeutung hervortreten könnte.⁴

3 Die wohl einflußreichste Formulierung dieses Gedankens findet sich bei Robert Sklar, "American Studies and the Realities of America", *American Quarterly* 22 (1970), 597-605, die überzeugendste Umsetzung bei Richard Slotkin, *Regeneration Through Violence. The Mythology of the American Frontier, 1600-1860* (Middletown, Conn.: Wesleyan Univ. Press, 1973). Die emphatische Restituierung einer aus europäischer Sicht eher kompromittierten Ideologiekritik dauert bis in die 80er Jahre an. Vgl. etwa den programmatischen Aufsatz von Sacvan Bercovitch, "The Problem of Ideology in American Literary History", *Critical Inquiry* 12 (1986), 631-653 und den von Bercovitch und Myra Jehlen herausgegebenen Band *Ideology and Classic American Literature* (Cambridge: Cambridge Univ. Press, 1986).

4 Hier wäre eine inzwischen nicht mehr zu überschauende Fülle von Arbeiten zu nennen, die sich mit einzelnen Subkulturen befassen. Eine Diskussion der methodologischen Probleme, die dabei entstehen können, bietet der Aufsatz von Bernhard Ostendorf, "Black Poetry, Blues, and Folklore: Double Consciousness in Afro-American Oral Culture", *Amerkastudien/American Studies* 20 (1975), 209-259. War das (nicht immer)

4) Sollten literarische und andere kulturelle Texte jedoch nicht in Opposition zur Wirklichkeit stehen, sondern diese in komplexer Interaktion mitkonstituieren, dann lassen sich die alten Fundierungsverhältnisse – die ja ihren gemeinsamen Nenner darin haben, daß die Kultur jeweils den literarischen Text fundiert – nicht mehr halten. Im Gegenteil, eine angemessene Erfassung der komplexen Funktionen kultureller Sinnbildung ist nur möglich, wenn deren Vernetzung mit anderen Diskursen und damit ihre wirklichkeitsbildende wie –störende Dimension herausgearbeitet wird. Im sogenannten *New Historicism* wird Kultur daher als Bereich von Diskursformationen angesehen, in dem je nach Forschungsakzent Phänomene wie Macht, Begehren, Marktbeziehungen oder einfach nur eine diffuse soziale Energie in einem Prozeß des ständigen Austauschs und der andauernden Verschiebung quer durch gesellschaftliche Felder und kulturelle Bereiche zirkulieren. Der überraschende, bisher oft übersehene Zusammenhang ganz verschiedenartiger kultureller Ausdrucksformen aber kann nach Meinung dieser *new historicists*, die selbst als Bezeichnung für ihren Ansatz den Begriff *cultural poetics* vorziehen, am überzeugendsten in der überraschenden, quasi poetischen Kombination von anscheinend unverbundenen, auch institutionell weit auseinanderliegenden Texten aufgezeigt werden – etwa wenn Bereiche wie *law* und *literature* zueinander in Bezug gesetzt werden. Mit diesem Verfahren aber wird zugleich die Frage der kulturellen Repräsentativität auf neue, fast schon postmoderne Weise gelöst: Denn da es in einem enthierarchisierten Diskursfeld Repräsentativität im alten Sinn nicht mehr geben kann, werden die jeweilige Kombination selbst und die performative Qualität der interpretatorischen Vermittlung zu einer primären Quelle der Autorisierung.⁵

Auch eine derart geraffte Vergegenwärtigung einiger zentraler Zielvorstellungen der *American Studies* erlaubt, wie ich meine, einige Rückschlüsse. Der wichtigste ist sicher der, daß es ein kulturwissenschaftliches Paradigma, dem Vorbildcharakter zukommen könnte, auch in den

heimliche Vorbild der zweiten Phase noch Karl Marx, so sind es nun Anthropologen wie Clifford Geertz und Victor Turner. – Die Produktivität einer Interpretationsperspektive, die nach der Funktionalität auch vermeintlich "trivialer" kultureller Formen fragt, zeigt sich auch in einigen eindrucksvollen Arbeiten zur amerikanischen Literatur. Vgl. etwa Philip Fisher, *Hard Facts. Setting and Form in the American Novel* (New York: Oxford Univ. Press, 1985) und Jane Tompkins, *Sensational Designs. The Cultural Work of American Fiction 1790-1860* (New York: Oxford Univ. Press, 1985).

5 Zum Selbstverständnis und zur Kritik des *New Historicism* siehe die Essaysammlung von H. Aram Veesser, ed., *The New Historicism* (New York: Routledge, 1989), zum Begriff "Cultural Poetics" den darin abgedruckten Aufsatz von Stephen Greenblatt, "Towards a Poetics of Culture", S. 1-14. Beispiele neohistoristischer Arbeiten im Bereich der *American Studies* sind unter anderem Walter Benn Michaels, *The Gold Standard and the Logic of Naturalism* (Berkeley: Univ. of California Press, 1987); Wai-Chee Dimock, *Empire for Liberty: Melville and the Poetics of Liberty* (Princeton: Princeton Univ. Press, 1989); Brook Thomas, *Cross-Examinations of Law and Literature: Cooper, Hawthorne and Melville* (Cambridge: Cambridge Univ. Press, 1987) und David Reynolds, *Beneath the American Renaissance: The Subversive Imagination in the Age of Emerson and Melville* (New York: Alfred A. Knopf, 1988).

American Studies nicht gibt. Ebenso wenig gibt es einen verbindlichen Kulturbegriff oder auch nur eine konsensfähige Funktionshypothese über den Sinn und die Notwendigkeit von Kultur – diese erscheint etwa in unseren Beispielen als Mittel nationaler Identitätsbildung, als Ort der Kompensation gesellschaftlicher Widersprüche, als privilegierter Raum zur Formulierung anti-ideologischer Werte und schließlich als Feld einer andauernden Zirkulation sozialer Energien. Weil aber der wissenschaftsgeschichtliche Vergleich einen verbindlichen Kulturbegriff nicht erbringen kann, kann es auch keinen verbindlichen Kanon von Texten bzw. kulturellen Objekten geben, der in Vorträgen wie diesem als angemessener Gegenstandsbereich einer Kulturwissenschaft präsentiert werden könnte. Die somit gegebene Pluralität entspricht jedoch nicht einfach einer ausufernden Entdeckerfreude, sondern hat, wie unser Überblick erweist, ihre eigene Struktur und Stoßrichtung: Im fachinternen Dialog hatte die Forderung nach kulturwissenschaftlicher Reorientierung bisher immer die Funktion, das einzuklagen, was man für vernachlässigt hielt. Ein Begründungszusammenhang, der das Plädoyer für eine kulturwissenschaftliche Ausweitung auf die Idee eines systematischen wissenschaftlichen Fortschritts gründet, sei es, weil nur so endlich Interdisziplinarität gesichert werden könne, sei es, weil es sich hier um eine unvermeidliche Konsequenz systematischer Erweiterung unseres Wissens handele, geht somit an der wissenschaftsgeschichtlichen Pointe vorbei, daß diese Erweiterung *de facto* immer im Interesse bestimmter fachlicher Revisionsversuche erfolgt. Wenn daher ein verbindliches Forschungsparadigma nicht vorgegeben werden kann, dann nicht aufgrund der noch mangelhaften Ausarbeitung eines solchen Paradigmas, sondern aufgrund einer zunehmenden Pluralisierung kultureller Welten, die dazu führt, daß das Verhältnis zwischen konkurrierenden Kulturbegriffen nicht mehr durch Hierarchisierung, sondern nur noch durch wechselseitige Perspektivierung bestimmt werden kann.

Die zunehmende Pluralisierung des Kulturbegriffs und die damit verbundene Kanonerweiterung muß in dieser Sicht nicht als Manko oder gar Bedrohung erfahren werden. Im Gegenteil, es bezeichnet gerade einen der Vorteile einer derartigen Öffnung in den *American Studies*, daß auf diese Weise in einer für wohl jede Disziplin charakteristischen Dialektik von *blindness* und *insight* eine Vielzahl kultureller Welten und Stimmen erschlossen worden ist, die nicht nur aus sich selbst heraus Interesse verdienen, sondern vor allem auch eine instruktive Perspektivierung bereits vertrauten Materials ermöglichen. Der Gewinn einer kulturwissenschaftlichen Reorientierung besteht somit nicht primär in der Möglichkeit zur Aufnahme und Addition zusätzlichen Materials, sondern in den damit geschaffenen Möglichkeiten zur Relationierung und Ausspiegelung des Geltungsbereichs verschiedener kultureller Welten, aber auch der Methoden ihrer Interpretation: Kultur ist in dieser Sicht ein offenes, in ständiger Bewegung befindliches System, in dem verschiedenste Formen der Sinnbildung in Konkurrenz, aber auch in einen Dialog treten und in diesem Prozeß ihren eigenen Geltungsanspruch auf eine immer neue Probe stellen.

Dem Plädoyer für eine kulturwissenschaftliche Ausweitung könnte so gesehen seine agonale und gelegentlich polemische Dimension genommen werden. Denn diese Ausweitung wäre nicht primär als Projekt kultureller Rehierarchisierung von Interesse, sondern als willkommener Beitrag zur Erhöhung des Perspektivierungspotentials unserer Wissenschaft.⁶

Rufe nach kulturwissenschaftlicher Reorientierung waren in den Philologien lange Zeit identisch mit dem Versuch der Revision eines Kanons oder Literaturbegriffs. Wo die Notwendigkeit dazu nicht einleuchtete, konnte ein solches Plädoyer daher als exemplarischer Akt der Legitimierung einer Fremdperspektive empfunden werden, etwa der des Marxismus oder der der Anthropologie. Doch können sich die Philologie bzw. Literaturwissenschaft ganz offensichtlich nicht einfach zur Anthropologie oder gar zu einer interdisziplinären Allwissenschaft umzubauen versuchen. Das wäre ein eher lächerliches Spektakel. Sie sollten sich vielmehr auf das besinnen, was sie als ureigenste Kompetenz in ein mögliches interdisziplinäres Projekt Kulturwissenschaft einzubringen vermögen: ihre Expertise in der Interpretation von Texten, die es ihnen erlaubt, Sinn als Effekt von Formgebung, Erzählmustern, Metaphorisierung, wirkungsästhetischen Strategien und anderen rhetorischen und ästhetischen Elementen herauszuarbeiten und damit jene Formen kultureller Sinnzuweisung, wie sie soziologische, anthropologische und andere Kulturanalysen noch heute weithin kennzeichnen, zu komplizieren, zu substantialisieren und zu erweitern.⁷ Eben hier könnte auch der eigentliche Bildungswert des Faches liegen.

Aus einer derartigen Akzentuierung einer Kulturwissenschaft als Textwissenschaft, die sich, in den Worten Wolfgang Iser, mit der Produktion bestimmter Formen von Sinn wie auch der Notwendigkeit seines Bedarfs beschäftigt, ergibt sich dann auch, wie ich meine, eine überzeugendere Begründung, als sie die bisher skizzierten Ansätze ermöglichen.⁸ Denn deren Begründungen waren bisher fast durchweg von einem polemischen Gegensatz zwischen Formalismus und Kulturwissenschaft geprägt. Dagegen haben neuere Fachentwicklungen diese Opposition längst aufgelöst und damit auch neue Gründe für eine kulturwissenschaftliche Reorientierung geschaffen. Zu diesen Entwicklungen gehören unter anderem die Einsicht in die Rhetorizität und zumindest partielle Fiktionalität einer jeden Beschreibung von Wirklichkeit und damit auch in die Bedeutung kultureller Sinnbildungsmuster für jedwede symbolische Konstruktion von Welt; die rezept-

6 Löst man die Rechtfertigung einer kulturwissenschaftlichen Ausweitung auf diese Weise vom Primat eines kulturellen Rehierarchisierungsversuchs ab, dann ist damit andererseits mehr verbunden als die Zuflucht zu einem unverbindlichen Pluralismus, denn der Verweis auf ein erhöhtes Perspektivierungspotential kann nur sinnvoll sein, wenn damit die Aufforderung verbunden wird, jenes Potential auch jeweils kenntlich zu machen.

7 Die Behandlung politischer Institutionen oder auch anderer traditionell kulturkundlicher Phänomene hätte, so gesehen, nur ihren Platz in einer Kulturwissenschaft, sofern es dabei um die in solchen institutionellen Dimensionen enthaltenen Wert- und Sinnbildungsstrukturen geht.

8 Wolfgang Iser, "Anglistik. Eine Universitätsdisziplin ohne Forschungsparadigma?", *Poetica* 16 (1984), 276-306.

tionsästhetische Einsicht, wie stark kulturelle Codes die Wahrnehmung und Einschätzung literarischer Werke steuern, aber auch die wirkungsästhetische Redefinition von Sinn als ästhetischer Wirkung, mit der sich eine Rekonzipierung von Literaturgeschichte als Funktionsgeschichte verbindet; die wachsende Einsicht in die institutionelle Dimension kultureller Wertbildung; das Konzept eines empirisch zu untersuchenden Literatur- bzw. Mediensystems; die Enthierarchisierungstendenzen der Postmoderne und die damit gegebene Pluralisierung kultureller Welten; der den Objektcharakter des literarischen Textes auflösende Diskursbegriff; die Einsicht in die radikal intertextuelle Dimension von Texten; schließlich auch die strukturalistische und poststrukturalistische Einsicht in die konstitutive Rolle eines differierten "Anderen" für jede Form kultureller Sinnbildung usw. Alle diese Entwicklungen verweisen auf die Notwendigkeit einer kulturellen Perspektivierung, deren Begründung sich nicht mehr aus einer polemischen Frontstellung gegen bestimmte Interpretationsverfahren (werkimmanente Methode) oder kulturelle Bereiche ("hohe Literatur") ergibt, sondern selbst für das *close reading* eines literarischen Klassikers zwingend erscheint. Eine Begründung kulturwissenschaftlicher Reorientierung – das gilt auch als Desiderat für die *American Studies* – wäre daher heute gut beraten, ihren Ausgangspunkt von einer Bestandsaufnahme der genannten Entwicklungen zu nehmen.

Doch ist das in der Regel nicht das gegenwärtige Verfahren. Die vorrangige Legitimationsstrategie besteht vielmehr nach wie vor im Versprechen der Interdisziplinarität, also dem Bezug auf jenes wissenschaftspolitische Zauberwort, vor dem kaum ein Bildungspolitiker der Versuchung widerstehen kann, sich zumindest kurzfristig in einen fortschrittsfreundlichen Lothar Späth zu verwandeln. Dementsprechend ist es in der Debatte um die Möglichkeiten einer Kulturwissenschaft zur gern geübten Praxis geworden, andere auf die Notwendigkeit und Chance einer Verfahrensweise hinzuweisen, deren rhetorische Beschwörung dem Ratgeber selbst oft schon zur Legitimation auszureichen scheint. Doch erweist sich die in der Tat vielversprechende Idee, eine oder mehrere Disziplinen zur Lösung eines Problems oder zur Ausbildung eines neuen Untersuchungsgegenstandes zusammenzubringen, die mit den Fragestellungen und Methoden einer Disziplin nicht zufriedenstellend bearbeitet werden können, in der Praxis oft als weitaus weniger glorreich und zwingend. Das Problem, so scheint mir, besteht in folgendem *Catch 22*: Um eine kulturwissenschaftliche Ausweitung zu rechtfertigen, verbindet sich diese zumeist mit dem Versprechen der Interdisziplinarität; mit dieser Argumentation aber macht sie ihre Bewertung von der Einlösung eines methodologischen Kriteriums abhängig, das wissenschaftslogisch gesehen nicht der primäre Anlaß und Grund für eine Ausweitung sein kann, denn als Verfahren kann Interdisziplinarität immer nur Mittel zum Zweck, nicht Selbstzweck sein. Auf diese Weise aber werden die logischen Prioritäten verkehrt. Während in sachgerechter Interdisziplinarität zunächst das Problem und die Fragestellung formuliert werden, um dann nach den Disziplinen und Forschern zu fragen, die sich zu

dessen Bewältigung eignen könnten, so ist nun umgekehrt zuerst die wissenschaftspolitisch vielversprechende Forderung gegeben, die sich dann, frei nach Pirandello, auf die Suche nach einem passenden Problem machen muß – fast immer, so darf man hinzufügen, mit nicht allzu überwältigendem Erfolg. Damit soll übrigens gerade nicht gegen den Sinn von *Area Studies*-Instituten oder ähnlichen Programmen argumentiert werden, wie es etwa das J.F. Kennedy-Institut für Nordamerikastudien der Freien Universität Berlin darstellt.⁹ Denn Institute bzw. Studienprogramme dieser Art bilden eine zumeist sinnvolle Abkürzung, um die Beschäftigung mit einem wichtigen Gegenstandsbereich, die innerhalb etablierter Fächer nicht in gewünschter Weise zur Entfaltung kommen kann, institutionell zu erleichtern. Gerade aufgrund dieser sinnvollen Aufgabe bedürfen sie keiner weiteren Begründung, und man sollte sie von der Bürde einer zusätzlichen Legitimation durch das Versprechen der Interdisziplinarität entlasten. Wo sich diese dann aus der Logik einer Fragestellung doch ergibt, wie etwa im neuen Graduiertenkolleg des Kennedy-Instituts in Berlin, ist das um so erfreulicher.¹⁰

Interdisziplinarität sollte mit anderen Worten als Möglichkeit eröffnet, aber nicht als Zielvorstellung und damit Kriterium festgeschrieben werden. In der Begründung einer kulturwissenschaftlichen Ausweitung kann ihr daher auch nicht die zentrale Rolle zukommen. Eine derartige Ausweitung kann meiner Meinung nach ohnehin nicht über das Versprechen einer neuen Methode laufen. Wo die *American Studies* dies versucht haben, haben sie damit in der Regel kurzfristig gute Erfolge erzielt und langfristig schlechte Erfahrungen gemacht. Dagegen scheint mir eine plausible Begründung nach wie vor über den Gegenstandsbereich selbst gegeben. Die Literatur spielt in den Philologien eine besondere Rolle, weil sie in der Formierungsphase dieser Wissenschaft ein zentrales Medium kultureller Selbstverständigung war; wo sich diese Rolle verringert oder verändert hat, liegt es nahe, die Frage nach den Inhalten und Formen kultureller Sinnggebung (und deren jeweiligem Bildungswert) auch auf andere Medien und kulturelle Felder auszuweiten.

Kulturwissenschaftliche Erweiterungsversuche legitimieren sich schließlich auch mit dem Versprechen neuer Möglichkeiten der Integration kulturellen Materials. So enthalten beispielsweise die eingangs skizzierten

⁹ Im John F. Kennedy Institut, dem Zentralinstitut für Nordamerikastudien der Freien Universität Berlin, sind Nordamerikaexperten zu den folgenden Bereichen zusammengebracht: Kultur, Literatur, Sprache, Geschichte, Politik, Wirtschaft, Gesellschaft und Geographie. Ein ähnlicher Ansatz wird im kleineren Maßstab an der Universität Frankfurt verfolgt sowie am Amerika Institut der Universität München. Ein interdisziplinärer Magisterstudiengang im Bereich der Amerikastudien ist neuerdings an der Universität Bonn etabliert worden.

¹⁰ In diesem Kolleg geht es um das Thema: "Die USA und das Problem der Demokratie: Norm und Praxis in der amerikanischen Gesellschaft, Politik, Wirtschaft und Kultur unter den Bedingungen der industriellen und postindustriellen Epoche." Dabei arbeiten Vertreter der folgenden Bereiche zusammen: Kultur, Literatur, Geschichte, Gesellschaft, Politik und Wirtschaft.

Entwicklungsphasen der *American Studies* vier Modelle der Integration: qua Mythos, qua Sozialwissenschaft, qua Gegenkultur bzw. Anthropologie und qua Diskursbegriff. Solchen Integrationsversprechen aber scheint die Praxis gerade entgegenzulaufen. Denn wenn – wie etwa in den neueren *American Studies* – argumentiert wird, daß nur in der Hinwendung auf ein breites Spektrum kulturellen Materials ein angemessener Begriff von der Spezifik, Spannweite und Heterogenität der amerikanischen Kultur gewonnen werden kann, dann wird mit dieser programmatischen Ausweitung auf ein kulturelles Ganzes das kulturelle Netzwerk um eine unendliche Anzahl von Positionen erweitert, und damit stellt sich die Frage nach der Integration und Vermittelbarkeit dieses Materials um so dringlicher. Die *American Studies* außerhalb des Ursprungslandes, also auch die deutschen Amerikastudien, leiden unter diesem Problem besonders, denn sie müssen versuchen, das zu einem Fach mit eigener Struktur zu synthetisieren, was im Ursprungsland selbst in auch institutionell äußerst heterogener Form an Erkenntnissen produziert wird.

Am Kennedy-Institut haben die unbefriedigenden Resultate eines forciert interdisziplinären Studiengangs *American Studies*, in dem sich Literatur- und Sozialwissenschaft im Kampf um kostbare Studienanteile wechselseitig lähmen, dazu geführt, den einzelnen Abteilungen die Möglichkeit zu geben, einen je eigenen Magisterstudiengang anzubieten, den die Studenten mit anderen Studiengängen des Instituts kombinieren können. Das hat unter anderem zur Konsequenz, daß die Abteilung für amerikanische Kultur zum ersten Mal darüber nachdenken mußte, wie ein systematisches Angebot in ihrem Bereich aussehen könnte. Wir haben sechs Arbeitsfelder identifiziert (vier Sachbereiche und zwei theoretische bzw. methodologische Arbeitsfelder), die unserer Meinung nach logischer Bestandteil eines solchen Studiengangs sind:

- 1) Amerikanische Geistesgeschichte und Amerikabilder;
- 2) Kultur- und Funktionsgeschichte wichtiger literarischer und kultureller Medien;
- 3) *Ethnic* und *Women's Studies*;
- 4) Text- und medienübergreifende Diskursfelder wie etwa das der Konstitution des Selbst und des Selbstwertgefühls, des *American Dream*, der Grenzerfahrung, der Demokratie als Konstitutionsbedingung kultureller Selbstverständigung usw.;
- 5) Kulturtheorien, einschließlich des Problems des interkulturellen Verstehens;
- 6) Methoden kultureller Analyse.

Es ist unmittelbar evident, daß sich all das weder in einem Studiengang unterbringen läßt, noch kann man davon ausgehen, daß die vorhandenen Lehrkräfte und fachlichen Kompetenzen ausreichend sind, um all diese Bereiche professionell, und nicht bloß in mehr oder minder enthusiastischem Dilettantismus, abzudecken. Zwar können die Abteilungs- und Institutsmitglieder durch ihre eigene *American Studies*-Ausbildung, gerade auch in den USA, auf ein erweitertes Spektrum von Kenntnissen und Kompetenzen

zurückgreifen, dennoch kann Vollständigkeit auf diese Weise nicht erreicht werden. Doch ist diese Einsicht nicht nur belastend, sondern auch entlastend, denn sie zwingt zu anderen Formen der Verbindung als denen der Systematik oder eines quasi statistischen Vollständigkeitsanspruchs. In Berlin soll diese Verbindung – nach einer Grundstudiumsphase, in der neben Einführungen in Methoden der Interpretation kulturellen Materials auch in die Kulturgeschichte einzelner Medien eingeführt wird – über eine thematische Fokussierung laufen, die sich für die nächsten Jahre aus dem Graduiertenkolleg des Instituts ergeben wird, in dem es unter dem Obertitel "Demokratie als Norm und Praxis" im Bereich der Literatur- und Kulturwissenschaft um den Einfluß demokratischer Werte und Strukturen auf die kulturelle Öffentlichkeit und insbesondere auf den Prozeß kultureller Wertbildung in den USA geht. Seminare zur amerikanischen Geistesgeschichte, etwa zum amerikanischen Transzendentalismus, Pragmatismus und zur amerikanischen Postmoderne, zu verschiedenen Kulturtheorien, aber auch zu zentralen amerikanischen Autoren wie Melville und Twain oder zu Fragestellungen der *Ethnic* und *Women's Studies* können auf diese Weise über eine, wie ich meine, für das Fach und sein Selbstverständnis zentrale Fragestellung miteinander verbunden werden. Unser Thema mag überzeugen oder nicht, aber das Prinzip der Integration heterogener Materials über einen Problemkreis scheint mir die einzige Chance zu bieten, die im Konzept der *American Studies* gegebene Öffnung auf eine kulturelle Vielfalt zu nutzen und dieser Vielfalt andererseits einen Zusammenhang zu geben, aus dem erst eine wechselseitige Perspektivierung erwachsen könnte.

Lassen sie mich daher mit folgendem Ausblick schließen. Vor einigen Jahren hat Wolfgang Iser auf dem Anglistentag das Fehlen eines Forschungsparadigmas in der Anglistik beklagt und den Vorschlag unterbreitet, die literarische Anthropologie zu einem solchen zu machen.¹¹ Seine Anregung hat, so weit ich sehe, wenig Resonanz gefunden, und selbst diese Formulierung dürfte wohl noch euphemistisch zu nennen sein. Dieser Mangel an Resonanz hat vielleicht auch etwas damit zu tun, daß hier ein spezielles Forschungsinteresse zur Übernahme angeboten wurde, während es sinnvoller scheint, anzunehmen, daß derartige Fragestellungen aus den jeweiligen Arbeitszusammenhängen des einzelnen Forschers oder Instituts entstehen müssen und daß es daher in der heutigen Phase der Pluralisierung nicht nur ein Forschungsparadigma geben kann. Die wissenschaftliche Tätigkeit in unseren Fächern sollte mit anderen Worten um solche Forschungsparadigmen organisiert sein, aber nicht notwendigerweise um dieselben.¹² Im Gegenteil, es wäre eine wesentlich vielversprechendere Ver-

¹¹ Iser, "Anglistik".

¹² Hier liegt der Einwand nahe, daß insbesondere die Anforderungen des Staatsexamens solcher Pluralität (die nicht zu verwechseln ist mit einem *anything goes*-Pluralismus) enge Grenzen setzen. Das ändert zum einen nichts daran, daß durch die Verlagerung des Studenteninteresses zum Magisterstudiengang neue Möglichkeiten zur fachlichen Selbstbesinnung und -bestimmung eröffnet werden, von denen aus auch die jeweils ge-

fahrensweise, wenn unterschiedliche Forschungsschwerpunkte in Konkurrenz darüber treten würden, welches eigentlich jene zentralen Fragestellungen der Disziplin sind, durch die die fremde Kultur, die ihr wissenschaftlicher Gegenstand ist, möglichst angemessen und sachgerecht erschlossen werden kann. Es könnte dies dann vielleicht zu einem spannenden Gemeinschaftsprojekt von Anglistik und Amerikanistik werden.

gebenen Spielräume im Staatsexamen neu zu testen wären. Auch die Staatsexamensordnungen sind nicht völlig unflexibel und Neuerungen grundsätzlich verschlossen, wie gerade die letzten 20 Jahre gezeigt haben. Das gilt um so mehr, als die hier gegebenen Begründungen für eine kulturwissenschaftliche Ausweitung für den Schulbereich ebenso Geltung beanspruchen dürfen. Zum anderen sollte jede Disziplin daran interessiert sein, im Dialog zwischen Universität und staatlichen Prüfungsinstanzen die Meinungsführerschaft zu bewahren. Eine Wissenschaft, die die Bestimmung ihrer eigenen Inhalte und Methoden vorrangig von geltenden Staatsexamensanforderungen abhängig macht, schafft sich meiner Meinung nach selbst Probleme.

Anglistentag 1990 Marburg

Proceedings

edited by
Claus Uhlig
and Rüdiger Zimmermann

Sonderdruck



MAX NIEMEYER VERLAG
TÜBINGEN 1991